



Quelle: Stadtarchiv Kiel, 50.969 (CC BY-SA 3.0 DE) <http://fotoarchiv-stadtarchivkiel.de>

Das beim Luftangriff vom 4./5.1.1944 vollständig zerstörte Ostsee-Hotel am Wall 72

Die Erinnerungen von Jan de Werd an den Arbeitsdienst in Kiel

Aufgeschrieben von Michael de Werd

Vorbemerkungen

Am 26. April 2013 feierte mein Vater Jan de Werd seinen 91. Geburtstag. Obwohl er noch eine gute Gesundheit hatte, war mir klar, dass ich nicht allzu lange warten sollte, wenn ich noch etwas über sein Leben aufschreiben wollte. Aus diesem Grund habe ich ein paar Stunden lang mit ihm über seine Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg gesprochen. Bis dahin war ich eigentlich viel vertrauter gewesen mit dem Leben meiner Mutter, die mir oft über ihre Jugend in Niederländisch-Indien erzählt hatte.

Ich wusste, dass mein Vater im Krieg in Kiel gewesen war, wo er in einer Rüstungsfabrik gearbeitet hatte. Er hatte auch erzählt über die eigene Big-band des Lagers, und ich kannte sogar den bekanntesten Lagerbewohner: den Schauspieler Peter van Linden. Als Gymnasiast war ich oft im von ihm gegründeten Appeltheater in Den Haag gewesen und hatte dort u.a. meine ersten Shakespeares und griechische Tragödien gesehen.

Obwohl sein Aufenthalt in Deutschland nicht freiwillig gewesen war, hatte mein Vater keinerlei Ressentiments gegen Deutsche. Bis zum Schluss hat er auch Bücher und Zeitschriften auf Deutsch gelesen. Als Kind hat er mich einmal mitgenommen zu den nationalen Gedenkfeiern am 4. Mai. Trotzdem hat es ihn eher gestört, dass speziell an diesen Tag nur über den Krieg gesprochen wurde. Wahrscheinlich war der Overkill an Kriegsgeschichten in den Medien und der Schule auch der Grund, dass ich als Student lange einen Bogen um das Thema „Zweiter Weltkrieg“ gemacht habe. Durch die Erinnerungen meines Vaters bekam das Ganze aber eine persönliche Dimension für mich. Obwohl er ein guter Erzähler war, konnte er sich doch an einige wichtigen Details wie den Namen des Lagers oder der Fabrik nicht erinnern. Ich fing an zu recherchieren, korrespondierte mit Experten in Deutschland und Holland und traf sogar Peter van der Linden, der zwar betagt, aber noch sehr lebendig war.

Nachdem ich meines Vaters Geschichte niedergeschrieben und in der Familie verteilt hatte, veröffentlichte ich sie auch auf einer niederländischen Website über den Zweiten Weltkrieg. Als einziger nichtdeutscher

Beitrag erschien sie in dem Sammelband *Untold Stories. Lebenserinnerungen aus dem Zweiten Weltkrieg* (hg. von Moritz Hoffmann), einem Buch mit persönlichen Kriegserinnerungen, das im Herbst 2015 auf der Frankfurter Buchmesse präsentiert wurde. Leider konnte mein Vater dies nicht mehr erleben, weil er ein paar Monate vorher gestorben war. Es hätte ihm bestimmt gefallen, weil er gerne in der Öffentlichkeit sprach und beruflich schon einmal auf der Buchmesse gewesen war.

Da ich inzwischen die Absicht hatte, über das Lager eine Dissertation zu schreiben, fuhr ich im Sommer 2016 für zwei Wochen nach Kiel. Obwohl ich in den Archiven nur wenig Material über das Lager finden konnte, vertiefte ich mich weiter in die Materie, sprach mit vielen Menschen und machte interessante Entdeckungen. Ich konnte die Enkelkinder des Lagerleiters finden, fand heraus, wer der Pfarrer gewesen war, bei dem mein Vater in die Messe gegangen ist, und konnte auch den vermutlichen Standort des ehemaligen Lagers lokalisieren.

Persönlich stand mein Vater dem Phänomen „orale Geschichte“ eher skeptisch gegenüber. Leider musste ich gerade bei einigen der schönsten Anekdoten selber feststellen, wie unzuverlässig das menschliche Gedächtnis ist. Für seine ergreifendste Erinnerung – den Tod eines jungen Franziskaners, der beim letzten Bombardement im Keller ertrank – konnte ich bisher keinen Beleg finden. Und während mein Vater en detail einen Sketch von Peter van der Linden geschildert hatte, der beim Lagerkabarett den Antisemitismus der Nazis kritisiert hatte, konnte dieser sich überhaupt nicht daran erinnern.

Die Enkelin des Lagerleiters Steffen konnte zuerst nicht glauben, dass ihr Großvater die Person war, die ich suchte. Nicht nur hatte sie die Anlage des Lagers ganz anders in Erinnerung, ihr war auch nicht bekannt, dass er auf einem U-Boot gefahren war. Mit dem Lagerbuch hatte ich aber den Beweis, dass er tatsächlich der Leiter des Lagers war, in dem mein Vater gewesen war. Hat Steffen seinen Enkeln niemals über seine Marinevergangenheit erzählt, oder hat sich mein Vater geirrt? Es wäre denkbar, dass Steffen nur den Spitznamen „U-Bootkapitän“ trug, weil die Lagerbewohner in einer Fabrik arbeiteten, wo Teile von U-Booten hergestellt wurden.

Michael de Werd

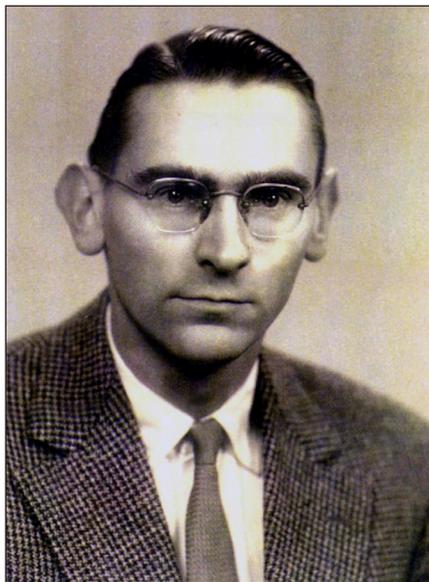
Michael de Werd studierte Geschichte und Philosophie in Leiden, Amsterdam, Wien und Paris und arbeitet als Korrespondent für das niederländische und belgische Radio und Fernsehen in Wien.

Die Erinnerungen von Jan de Werd an den Arbeitsdienst in Kiel

Die Zeit vor dem Krieg

Ich bin 1922 als Ältester in einer Familie mit sechs Kindern geboren. Mein Vater hatte vorher ein Modegeschäft in Haarlem und arbeitete später als Schaufensterdekorateur in Rotterdam. Meine erste Arbeitsstelle war die Milchfabrik *Emous* in Vlaardinger Ambacht, wo ich im Büro arbeitete. Da es mir dort nicht gefiel, wollte ich Priester werden und habe mich gemeldet für die Missionare von Mill Hill. Ich kam ins Missionshaus in Hoorn. Ich fühlte mich aber dort nicht wohl mit den Schlafsälen und dem strengen Regime, und nach etwa sechs Wochen habe ich dem Prior gesagt, dass ich nicht geeignet war. Der meinte aber, dass das die Versuchungen des Teufels wären, der so was immer macht, aber daran glaubte ich nicht.

Ich fing deswegen an, für die Lebensmittelmarkenabgabestelle in Vlaardingen zu arbeiten. Ab 1939 bekam man immer mehr Sachen nur noch auf Marken. Das hing mit dem Zweiten Weltkrieg zusammen und der Tatsache, dass die Importe immer schwieriger wurden. Ich saß am Schalter für „spezielle Ausgaben“ z.B. für schwangere Frauen, junge Mütter oder Leute, die spezielle medizinische Marken bekamen. Dr. Jacobse, ein bekannter Arzt aus Vlaardingen, fragte mich aber in einem gewissen Moment, ob ich ihm die Marken nicht nach Hause bringen konnte. Auf diese Art bekam ich im Laufe der Zeit immer mehr Kunden, denen ich am Abend die Marken brachte. Das war sehr gemütlich. Ich bekam einen Schnaps, wir führten lange Gespräche, und oft blieb ich den ganzen Abend.



Jan de Werd bei seiner Hochzeit im Jahr 1957

Die NSB

Bei uns zu Hause wurde wenig über Politik geredet. Meine Eltern wählten die RKSP, die katholische Partei. Für Katholiken war das selbstverständlich. Wir kannten Leute, die mit der NSB, der niederländischen Naziartei,



Quelle: veezijdig vlaardingen

Vlaardingen in der niederländischen Provinz Südholland

sympathisierten, aber das fanden wir nicht gut, weil die Kirche das verboten hatte. Mein Vater meinte auch, dass die NSBler nicht in Ordnung waren. Mussolini war jedoch ein anderer Mann. Den fanden wir viel sympathischer als Hitler.

Es gab auch einige Katholiken, die Faschisten waren. Auch unser praktischer Arzt Dr. Stoop war ein Mitglied der Zwart Front (Schwarze Front). Das waren Faschisten, aber auf die italienische Art. Natürlich gab es auch Leute, die Hitler bewunderten, weil er so ganz anders war als die Politiker jener Zeit. Seinen Antisemitismus fanden die Leute zwar unangenehm, aber auf der anderen Seite waren die Juden auch nicht sehr beliebt. Du warst katholisch, und dann war das Judentum eine fremde Religion mit allen Vorurteilen, die es damals gab.

Ich hatte jedoch einen steinreichen Onkel, Adriaan Houdijk, der ein prominentes NSB-Mitglied war. Wir fanden zwar, dass er bei einer merkwürdigen Partei war, aber dass er ansonsten ein sehr sympathischer Mann war. Im damaligen Niederländisch-Indien hatte er Karriere gemacht, und er ernährte mehr oder weniger die Familie meiner Mutter. Er wohnte selber in einer großen Villa in Rijswijk, einem Vorort von Den Haag, und für seine Schwiegermutter – meine Großmutter – hatte er eine kleine Villa in der Nähe von Vlaardingen gekauft. Ich bekam auch mein erstes Fahrrad von ihm, und ein paar Mal habe ich bei ihm gewohnt. Ich erinnere mich

noch, dass dort viele bekannte NSB-Mitglieder in Uniform kamen, wie Rost van Tonningen. Ich war aber noch jung und dachte mir nicht viel dabei. Damals fanden auch die Olympischen Spiele in Berlin statt, und die machten den Eindruck, dass es in Deutschland nicht so schlimm war.

Während des Krieges wurde er persönlicher Berater von Mussert, dem Vorsitzenden der NSB. Gleichzeitig hat er Juden, die er persönlich kannte, mit seinem Auto in Uniform in die Schweiz gebracht. Als es nach dem Krieg einen Prozess gegen ihn gab, spielte das eine große Rolle, denn das waren mildern-
de Umstände. Auch mein Cousin Frits, der damals noch Medizin studierte, war aktiv innerhalb der NSB. Wegen seiner Parteimitgliedschaft wurde er schon als junger Arzt Direktor des Krankenhauses in Alkmaar. Nach dem Krieg ist er nach Deutschland geflüchtet.



Quelle: historiek.net

Anton Adriaan Mussert (r.), Führer der Nationaal Socialistische Beweging

Der Kriegsausbruch in den Niederlanden

Als Deutschland Polen angriff, sahen wir natürlich, dass es sich in die falsche Richtung bewegte. Damals gab es auch in unserer Familie eine antideutsche Stimmung. Davor hatte Hitler schon Österreich annektiert, und Dolfuss war ermordet worden. Das machte einen tiefen Eindruck, und die Leute sagten, dass man aufpassen sollte mit dem Nationalsozialismus. Und danach kam auch noch die Besetzung der Tschechoslowakei. Trotzdem war es eine totale Überraschung, als Deutschland auch Holland angriff. Es gab ja überhaupt kein Ultimatum. Als wir Radio hörten, erfuhren wir, dass die Königsfamilie das Land verlassen hatte. Es war eine sehr wirre Geschichte, und die Regierung wusste auch nicht richtig, wie sie reagieren sollte. Sie war überhaupt nicht vorbereitet.

Es war natürlich schrecklich, als das Bombardement von Rotterdam stattfand. Wir wohnten ja auf einer Distanz von weniger als zehn Kilometer und konnten den Brand und die Rauchschwaden sehen. Es kam mitten in der Nacht. Etwa um fünf, sechs in der Früh sind wir aufgestanden, weil wir hörten, dass etwas nicht in Ordnung war. Und dann sahen wir die Flugzeuge fliegen und den ganzen Luftkampf. Wir standen draußen im Garten und



Quelle: Stadsarchief Rotterdam

Großflächige Zerstörungen nach den deutschen Luftangriffen auf Rotterdam vom Mai 1940

auf der Straße, was eigentlich sehr gefährlich war, weil Bomben abgeworfen wurden. Wir sahen die deutschen Flugzeuge abstürzen und Deutsche an Fallschirmen runterkommen. Die wurden später verhaftet.

Ein paar Tage später bin ich Rotterdam gewesen. Ich kannte die Stadt recht gut, aber alles war weg. Die ganze Innenstadt, die Coolsingel usw. waren total zerstört. Und überall brannte und glühte es noch. Ich war zwar noch jung, und ganz begriff ich nicht, was passiert war, aber trotzdem war es sehr sensationell. Außerdem flüchteten Tausende Rotterdamer nach Vlaardingen, und alle Schulen mussten für die Flüchtlinge beschlagnahmt werden.

Die Okkupation und der Widerstand

Am Anfang waren wir sehr erschrocken und erwarteten Plünderungen oder Ähnliches, aber es passierte überhaupt nichts Derartiges. Es kam natürlich eine große Armee, die aber zum größten Teil nach Belgien und Frankreich weiterzog. In den ersten Monaten versuchten die Deutschen auch eine Art Verbrüderung zu erreichen. In Vlaardingen spielte eine deutsche Musikkapelle, und da gingen alle zuhören. Bei den besseren Familien wurden deutsche Offiziere einquartiert, aber die stellten sich als sympathische Leute

heraus, womit man gut umgehen konnte. Im Radio gab es natürlich sofort deutsche Propaganda. Dass England beabsichtigt hatte, vorher die Niederlande zu okkupieren, und dass Deutschland dem nur zuvorgekommen war. Zum Teil glaubten die Leute das auch ein wenig. Aber da Rotterdam zerbombt war, war das Verhältnis zu den Deutschen sehr ambivalent.

Von den Judenverfolgungen bemerkte man in Vlaardingen sehr wenig, weil es dort kaum Juden gab. Ich kannte nicht einen einzigen. Aber ich hörte über die Konzentrationslager, weil ein Jugendfreund von mir aus der Familie Pietersen dort inhaftiert war. Er war Mitglied von den Geuzen, einer der ersten Widerstandsgruppen in den Niederlanden. Über einen Umweg wurde auch ich gefragt, ob ich mitmachen wollte, aber mir war es zu gefährlich. Die meisten waren ehemalige Pfadfinder, und ich bekam auch den Eindruck, dass es für sie eine Art Fortsetzung der Pfadfinderbewegung war. Schließlich wurden sie alle entlarvt und verhaftet. Darunter waren ungefähr fünfzehn, die ich persönlich kannte. Soweit ich weiß, ist keiner von ihnen umgekommen, aber sie haben schon eine schwere Zeit erlebt.

Am Anfang glaubten wir noch, dass Deutschland den Krieg gewinnen würde, aber das dauerte nicht sehr lange. Wir hatten erwartet, dass die Deutschen gleich über die Nordsee nach England ziehen würden. Da hat Hitler aber gezauert, und das ist sein großer Fehler gewesen. Später habe ich gelesen, dass seine Berater und seine Astrologen ihm davon abgeraten haben. Wenn er gleich über den Ärmelkanal gezogen wäre, hätte er wahrscheinlich Erfolg gehabt. Als England sich stark aufrüstete und später Amerika dazukam, dachten wir, dass es für Deutschland wohl schlecht enden könnte.

Die Widerstandsblätter hatten wir zu Hause nicht. Und Radio Oranje, den Radiosender der Regierung im Exil, konnten wir nicht empfangen. Aber bei Bekannten, die nicht angemeldete Radioempfänger hatten, habe ich manchmal Sendungen gehört. Es war auch wichtig für die Menschen, weil die Nachrichten weitergegeben wurden. Wir glaubten nicht, dass die Holländer sich selbst befreien konnten, sondern dass wir befreit werden müssten. Es gab ja keine Armee mehr, und von den Widerstandsgruppen wusste man nicht genau, was sie machten.



Quelle: geuzenverset.nl

Denkmal für die Widerstandsgruppe der Geuzen in Vlaardingen



Quelle: Beeldbank WO2 NIDO 106227

Anwerbeplakat für den freiwilligen Arbeitsdienst in Deutschland

Die Transporte nach Deutschland

Am Anfang konnte man freiwillig nach Deutschland gehen. Es gab auch Leute, die das machten, vor allem wenn sie arbeitslos waren. Aber der gezwungene Arbeitsdienst fing erst 1942 an. Ich selber wurde 1943 aufgerufen. Davon war ich ziemlich erschrocken, aber es ging alles sehr schnell. Schon am nächsten Tag musste ich vor einer Stellungskommission erscheinen. Meine Mutter hat noch plädiert, dass ich nicht tauglich war, aber darauf hörte man nicht. Sie sagten mir außerdem, dass wenn ich nicht gehen würde, sie meinen Vater oder meinen Bruder nehmen würde. Mein Bruder Jacques war psychisch gestört und überhaupt nicht geeignet. Es handelte sich also einfach um eine Drohung.

Und schon ein paar Tage später waren wir unterwegs. Das einzige, das ich mitnehmen durfte, war ein Koffer mit Kleidung. Wir fuhren mit dem Zug nach Rotterdam und von dort mit einem langen Zug nach Deutschland. Es waren ganz normale Zweite-Klasse-Wagen, nicht wie die Züge in die Konzentrationslager. Ich kannte ein paar, die auch aus Vlaardingen kamen. Alle waren in meinem Alter, zwischen 20 und 25. Natürlich war die Stimmung sehr gedrückt, aber weil wir noch jung waren, konnten wir es leichter ertragen als Ältere.

Das Besondere war, dass in den Niederlanden immer wieder die Notbremse gezogen wurde. Da sah man die Leute weglaufen über die Felder. Die sind dann später alle untergetaucht. Ich habe das natürlich nicht gemacht, dann wo sollte ich hin? Ich hatte ja keine Untertauchadresse. Insgesamt sind so vierzig oder fünfzig unterwegs ausgestiegen. Es gab noch normales holländisches Zugspersonal, und die ließen das einfach geschehen.

Irgendwo in der Nähe von Kassel sind wir ausgestiegen und in ein Lager gebracht worden. Dort blieben wir ungefähr drei Wochen. Es war an sich nicht schlecht, wir bekamen zu essen und konnten schlafen, aber ansonsten gab es nichts zu tun. Morgens mussten wir zum Appell erscheinen, und da stellte sich natürlich heraus, dass welche fehlten, weil sie aus dem Zug ausgestiegen waren. Ursprünglich hätten wir nach Hamburg und Bremen fahren sollen, aber beide Städte waren gerade zerbombt, und Hunderttausende befanden sich auf der Flucht durch Deutschland.



Postkartenidyll: Kiel vor dem Zweiten Weltkrieg

In einem gewissen Moment wurde uns gesagt, dass wir nach Kiel fahren würden. Ich wusste nicht einmal genau, wo das lag. Wir waren etwa dreißig Mann, die alle aus der Umgebung von Rotterdam stammten. Als wir in Kiel ankamen, wurden wir auf ansteckende Krankheiten untersucht. In Holland war das nicht passiert, aber in Deutschland hatte man Angst davor. Ich wollte ausgemustert werden und dachte mir: „Ich erfinde einfach etwas.“ Da habe ich dem Arzt gesagt, dass ich eine Lungenentzündung hätte. Dieser war aber ein SS-er und hatte einen schlechten Ruf. Er sah natürlich sofort, dass es nicht stimmte und sagte: „Fort mit dir! Betrüger!“

Das Lager in Kiel

Unser Lager bestand aus fünf Holzbaracken mit einem Gemeinschaftsraum. Jede Baracke war gleich eingeteilt: links und rechts fünf Betten mit Kasten daneben und in der Mitte ein Tisch. Es gab auch noch eine Latrine, wohin wir gehen mussten. Vor allem nachts und wenn es fünfzehn Grad froh, war das natürlich nicht angenehm. Das Gebäude hatte keine Heizung, und es waren ganz primitive Klos, wo alles einfach runterfiel. Am Samstag wurde es jedoch beheizt, und es gab warmes Wasser, damit wir uns waschen konnten. Ich machte das aber immer in der Fabrik. Da gab es auch einen Waschraum, und bevor ich zurückkehrte ins Lager, nahm ich dort eine Dusche.

Es gab keinen Zaun, und wir konnten einfach kommen und gehen. Da wir Holländer als „Edelgermanen“ galten, konnten wir uns frei bewegen. Rund um uns gab es aber große russische Lager mit Stacheldraht, wo Tausende eingesperrt waren. Sie hatten ganze Dörfer mit Kindern für den Arbeitseinsatz geholt. Es waren ein wenig primitive Leute, und wir hatten nicht so viel Kontakt zu ihnen. Aber an meiner Maschine arbeitete ein ganz netter Weißrusse.

Wir waren zu zehnt im Zimmer. Etwa drei aus Vlaardingen und der Rest aus Rotterdam. Das waren meine Freunde, mit denen ich den ganzen Krieg zusammen war. Vor allem mit einigen, die bei der Gemeinde Rotterdam arbeiteten, verstand ich mich sehr gut. Die Rotterdamer waren ja urbane Leute, aber es gab im Lager auch Menschen von den süd-holländischen

Obwohl sich mein Vater nicht an den Namen des Lagers erinnern konnte, war es relativ leicht herauszufinden, dass es sich um das Lager Bremerskamp handeln musste. Laut der Studie von Jan Klußmann lebten dort 120 Holländer, die bei Hagenuk arbeiteten. In einer Bewohnerliste konnte ich tatsächlich meinen Vater finden. Als Adresse werden sowohl „Holsteinplatz 1“ als auch „Projensdorferstraße 105“ angegeben. Noch immer gibt es in Kiel eine Straße namens Bremerskamp. Einem alten Stadtplan zufolge dürfte sich das Lager auf dem Gelände des heutigen Sportzentrums der Universität befunden haben. MdW

Jan Klußmann, Zwangsarbeit in der Kriegsmarinestadt Kiel 1939–1945. Bielefeld 2004.

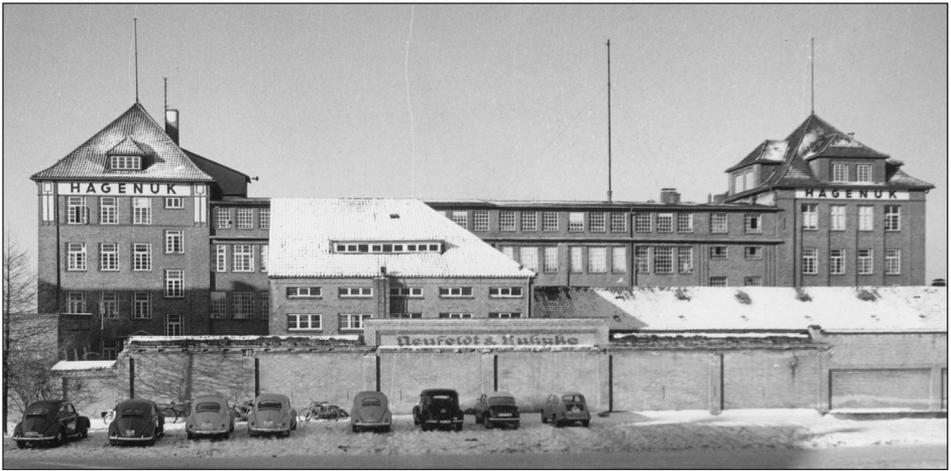
Inseln aus streng kalvinistischen Familien. Die fanden wir doch ein wenig merkwürdig, und das waren auch ein wenig bäuerliche Typen. Es gab auch einen, den wir Piet den Lügner nannten, weil er die ganze Zeit die verrücktesten Dinge erzählte. Dann sagten wir: „Hör doch auf! Du lügst dir einfach alles zusammen.“

Katholiken gab es nicht so viele, zwischen zehn und zwanzig Prozent. Wir konnten auch normal in die Kirche gehen. Gleich in der Nähe war die Kirche der Kriegsmarine, wo es einen Pfarrer gab, der ganz gute Predigten hielt. Er betete auch nicht für Hitler, und ich kann

mich noch gut erinnern, dass er sagte: „Hier werden die Menschen schlechter behandelt als nirgendwo sonst auf der Welt.“

In Kiel gab es noch viele Antinazigefühle, und gerade bei der Marine waren oft die besten Leute. In unserem Lager gab es auch einen Brabanter, der ein sehr frommer Katholik war. Als eine Kirche zerbombt war und das Innere anderswo hingebacht werden musste – u.a. in die Marinekirche –, ist er wie Christus mit dem Kreuz auf seinem Rücken durch die ganze Stadt marschiert.

Wir wussten voneinander natürlich, aus welchem politischen Lager wir kamen. Liberale gab es zwar nicht, aber Sozialisten. Aber viel konnte man damit ja nicht anfangen. In Holland gab es keine politischen Parteien mehr, und wir hatten keine Ahnung, wie es sich weiterentwickeln würde.



Das Neufeldt-Haus der Hagenuk-Fabrik am Westring in Kiel im Jahr 1959

Die Arbeit in der Fabrik

Unser Lager lag am Rande der Stadt, und wir mussten etwa zwei Kilometer zu Fuß in die Fabrik von Hagenuk gehen. Ursprünglich war es keine Wehrmachtsfabrik, sondern ein technischer Betrieb, wo kleine Metallteile wie Schrauben hergestellt wurden. Unsere deutschen Kollegen erzählten uns, dass alles für U-Boote sei. Die Deutschen waren vom Militärdienst freigestellt, weil sie Techniker waren, die man in Deutschland gut gebrauchen konnte.

Ich arbeitete an einer Werkbank, wo ich Schrauben machen musste. Deine Bank wurde vom Vorarbeiter eingestellt, und dann musstest du fünf oder sechs Handlungen machen. Es war ganz einfach, und du hattest es innerhalb einer Stunde gelernt, aber es war eine Präzisionsarbeit. Und darin war ich nicht besonders gut. Nachher wurden die Schrauben gemessen, und wenn sie nicht in Ordnung waren, wurden sie wieder eingeschmolzen. Bei mir war das oft der Fall.

Die Arbeitszeit war tagsüber von acht Uhr früh bis sechs am Abend mit einer Mittagspause. Wir waren ungefähr fünfzig bis sechzig im Lager, und von denen hatten jeweils zehn bis zwölf Nachtdienst. Ich konnte mich aber nicht an den Wechsel gewöhnen, eine Woche Tagdienst und eine Woche Nachtdienst. Also habe ich mir überlegt: Wenn du nur Nachtdienste machst, gewöhnst du dich daran. Der Weißrusse, mit dem ich meinen Arbeitsplatz teilte, hasste die Nachtschichten. Deswegen habe ich ihm vorgeschlagen, dass ich nur nachts arbeitete und er tagsüber. Darüber war er begeistert, aber ich sah auch die Vorteile. Wenn du nachts in die Fabrik kamst, war es ziemlich ruhig.

Und wenn es Bombardements gab, konnten wir in den Schutzkeller unter der Fabrik. Da waren wir sicher, und wir brauchten nicht zu arbeiten. Im Lager musstest du aber mitten in der Nacht ein paar Hundert Meter in die Stadt laufen. Deine Nachtruhe war dann total unterbrochen. Außerdem bekamst du, wenn du die Nachtschicht machtest, extra Essenrationen. Wenn du morgens zurückkamst ins Lager, gingen die anderen zur Arbeit, und du konntest ruhig schlafen. Ich blieb so bis zwölf oder eins liegen. Dann wurde das Essen gebracht, und den restlichen Nachmittag hatte ich frei.

In der Fabrik arbeiteten auch viele Italiener. Nach dem Putsch gegen Mussolini hatten die Deutschen viele Kriegsgefangene gemacht, und bei uns in der Nähe gab es große italienische Lager. Denen ging es nicht besonders gut, weil man sie als Verräter betrachtete. Schließlich hatte Italien die Achse verlassen. Und weiter gab es noch ungefähr zehn Spanier, die im spanischen Bürgerkrieg auf der Seite der Republik gekämpft hatten und später nach Frankreich geflüchtet waren. Die arbeiteten nicht an den Maschinen, sondern brachten den Kaffee. Das habe ich selber auch eine Woche gemacht, als meine Maschine kaputt war.

Der Werkmeister war ein SSler, der immer in Uniform herumlief. Ein großer, hübscher, aber auch sehr gefährlicher Kerl. Mit dem waren wir deswegen vorsichtig, und wir sprachen niemals mit ihm. Die normalen Vorarbeiter waren ganz anders. Unter denen gab es zwar auch Nazis, aber nicht solche Fanatiker. Und ich habe in der Fabrik ausgezeichnete Leute kennengelernt, mit denen ich mich sehr gut verstand. Kiel war eine rote Stadt, und es gab Arbeiter, die stark gegen die Nazis waren. Uns Holländern flüsterten sie immer ins Ohr, was sie im illegalen Radio gehört hatten. Die warteten auch auf das Ende des Krieges.

Es gab einen fantastischen Kerl, der mir immer Brotmarken und ähnliches gab. Sein Name war, glaube ich, Oldwich, und er arbeitete an der Maschine neben mir. In der Pause sprach ich immer mit ihm, und gleich am Anfang sagte er mir: „Halte deinen Mund! Sag nicht zu viel, denn dem Werkmeister dort kannst du nicht vertrauen.“ Leider habe ich nach dem Krieg den Kontakt zu ihm nicht halten können. Ich wollte ihm später einen Brief schreiben, aber zu der Zeit war der Verkehr nach Deutschland sehr schwierig.

Der Lagerführer

Die meisten Holländer sprachen nur gebrochenes Deutsch, aber da ich es von allen noch am besten konnte, fungierte ich als Dolmetscher. Ich bekam etwa zwei Stunden pro Woche Deutschunterricht von einem Lehrer, der dazu ins Lager kam. Dadurch habe ich die Sprache auch gut gelernt. Es hat

te auch den Vorteil, dass ich einen direkten Kontakt zum Lagerführer hatte. Der war ein sehr netter Mann. Er hieß, glaube ich, Bethke, war schon über siebzig und Witwer. Obwohl er nicht mehr zum Militär zu gehen brauchte, mussten Leute in seinem Alter sogenannte Bürgerpflichten erfüllen.

Er wohnte im zentralen Gebäude, wo er ein Zimmer und ein Büro hatte. Wir nannten ihn immer den U-Boot-Kommandant, weil er im ersten Weltkrieg auf einem U-Boot gewesen war. Bevor Hitler an die Macht gekommen war, war er Sozialist gewesen. Er ähnelte Kaiser Wilhelm mit seinem Bärtchen, und hatte auch ein wenig eine preußische Mentalität. Wir waren seiner Fürsorge anvertraut, und deswegen betrachtete er es als seine Pflicht, auf uns aufzupassen.

Es gab noch einen zweiten, untergeordneten Lagerführer, der ein wenig behindert war, aber zu dem hatten wir wenig Kontakt. Weiter hatte der Lagerführer drei holländische Burschen zur Verfügung, die für den Unterhalt des Lagers verantwortlich waren. Sie teilten die Gamellen mit Essen aus und waren die ganze Zeit mit Putzen beschäftigt.

In einem gewissen Moment hat der Lagerführer mich aus einer ganz heiklen Lage gerettet. Am Ende des Krieges gab zu wenig Kohle für unseren Ofen, und deswegen heizten wir auch mit Holz, das wir aus den zerbombten Schrebergärten holten. Der Lagerführer wusste Bescheid, dass wir das machten. Als ich mit einem Kollegen von der Nachtschicht zurückkam, wollten wir ein Paar Bretter mitnehmen. Auf einmal stand da ein Kerl mit einem Gewehr vor uns, der sagte, dass wir mitkommen sollten. Mit dem Gewehr im Rücken sind wir zurückgegangen zur Fabrik. Da sagte er zum Nachtportier: „Hier hast du zwei Plünderer.“ Wir waren natür-



Quelle: Privat

Wie ich der Bewohnerliste entnehmen konnte, war der richtige Name des Lagerführers Christoph Steffen. Nicht nur Steffen – der am 22. März 1885 in Raisdorf geboren war –, sondern auch seine einzige Tochter war gestorben, aber es gelang mir, seine Enkelkinder ausfindig zu machen. Durch seine Enkelin Brigitte Orlowski erfuhr ich, dass Steffen nach dem Auszug der Holländer weiterhin im Lager wohnte, weil dort Flüchtlinge aus dem Osten unterbracht wurden. Orlowski konnte sich nicht erinnern, dass ihr Großvater jemals über die Holländer gesprochen hatte und ebenso wenig, dass er in einem U-Boot oder bei der Marine war. MdW

lich sehr besorgt, denn wir wussten, dass auf Plünderung die Todesstrafe stand.

Der Portier sagte jedoch: „Lass sie hier, dann rufe ich die Polizei.“ Das machte er nicht, denn er rief beim Lagerführer an, und das war unsere Rettung. In der Fabrik waren sie in politischer Hinsicht ja nicht sehr fanatisch. Bethke kam auf einem Fahrrad und fing gleich an, auf die Leute der Fabrik zu schimpfen. Wir durften sofort mitkommen. Zu mir hat er aber gesagt: „Mache das um Gottes Willen nie wieder, denn du spielst mit deinem Leben.“ Aber es war schön, dass er auf diese Art unser Leben gerettet hatte. Denn hätte er das nicht gemacht, hätten sie uns der Sicherheitspolizei übergeben, und dann wäre es schiefgegangen.

Als nach dem Krieg die Engländer kamen, habe ich mich revanchieren können. Da ich der Dolmetscher war, bekam ich auch die Aufgabe, mit dem englischen Kommandanten über den Lagerführer zu reden. Sie waren dabei, ihn mitzunehmen, wollten aber wissen, was er für ein Mann war. Ich habe ihnen erzählt, dass er ein guter Mensch war, wir viel Sympathie für ihn hatten und er auch viel für uns getan hatte. Dann haben sie ihn dort gelassen. Darüber war er so froh und dankbar.

Das Leben im Lager

Es sind keine Leute geflüchtet. Wir waren ja in Kiel, also wo solltest du auch hin? Im ersten Halbjahr bekamst du noch Urlaub und konntest nach Holland. Da sind einige nicht mehr zurückgekehrt. Ich habe aber keinen Urlaub mehr bekommen, weil schon die Invasion in der Normandie war und kein Verkehr nach Holland mehr möglich war. Die letzten eineinhalb Jahre gab es auch keine Korrespondenz mehr. Wir hatten keine Ahnung, wie die Situation in Holland war.

Am Anfang konnten wir aber noch Briefe schreiben. Du durftest nicht allzu viel über die Lage in Deutschland schreiben, sondern nur deine persönliche Geschichte erzählen. Natürlich klang das alles viel schöner. Dann erzählte ich über unsere Weihnachtsfeier und fragte nach Leuten, die ich kannte. In Vlaardingien gab es in der Pfarre auch einen Schreibklub, dessen Mitglieder Briefe an die Burschen im Arbeitsdienst schrieben. Solche Briefe bekamen wir auch. Bücher hatten wir nicht mitnehmen dürfen, und dafür hatte es auch keinen Platz im Koffer gegeben. Eine Bibliothek gab es auch nicht, aber du konntest natürlich Bücher kaufen. Das habe ich gemacht, vor allem historische Sachen und so weiter.

Das Essen wurde in großen Gamellen aus der Fabrik gebracht. Es war nicht besonders gut, meistens eine Art Suppe. Aber nach den Bombardements bekamen wir regelmäßig Essenmarken, wofür wir gute Sachen kaufen konnten, und außerdem Zigarettenmarken. Da ich selber nicht rauchte,



Koos van den Bergh (l.) mit seiner Band „The Souldiggers“ bei einem Auftritt nach dem Krieg

tauschte ich die gegen Lebensmittelmarken. Natürlich haben wir einige extrem kalte Winter erlebt. Wir waren in Kiel auch im hohen Norden, an der Grenze zu Dänemark. Gefroren habe ich Gott sei Dank nicht, weil wir gute, wenn auch etwas grobe Kleidung bekamen.

Einer der Burschen ist an einer Lungenentzündung gestorben, aber ansonsten ist niemand umgekommen. Aber als wir nach dem großen Bombardement alle in einem Raum schliefen, haben wir Läuse bekommen. Deswegen wurden wir drei entlaust, was sehr unangenehm war. Du musstest dich ganz ausziehen und wurdest mit einer beißenden Flüssigkeit eingeschmiert, die die Läuse tötete. Deine Kleider wurden in einem Desinfektionskessel gewaschen, und die bekamst du nachher zurück.

Am Anfang haben sie noch versucht, uns von ihrer Politik zu überzeugen, aber sie sahen bald ein, dass das nichts brachte. Wir wurden in der Kantine zusammengerufen und mussten eine Rede von Adolf Hitler anhören. Die Niederländer sahen dabei so gleichgültig aus und redeten dadurch, dass wir nicht mehr hingehen mussten. Stattdessen hat man uns dann einen Film gezeigt. Wir fanden auch, dass Hitler einen lächerlichen Eindruck machte mit seinem hysterischen Geschrei.

Die Unterhaltung im Lager

In unserem Lager gab es ein ausführliches Unterhaltungsprogramm. Das war auch ein Grund, dass ich es dort aushalten konnte. Es gab eine Art



Quelle: vanderknoke.nl

Peter van der Linden (geb. 1923) bei einem Auftritt in Jahr 2005

Orchester – die „Windhappers“ –, das ganz gut spielte. Der Band wurde geleitet von Koos van den Bergh, einem Berufsmusiker aus Rotterdam, der immer in einer Band gespielt hatte. Er arbeitete in der gleichen Abteilung wie ich und verstand sich ausgezeichnet mit seinem Vorarbeiter. Die Musikinstrumente hatten sie von Kraft durch Freude bekommen. Die befanden sich in großen Schränken im Speisesaal, wo sie auch probten. So einmal im Monat hatten wir einen gemütlichen Abend. Das war natürlich etwas ganz besonderes, was es anderswo nicht gab.

Ich spielte selber nicht mit, aber da ich der Dolmetscher war, sprach ich mit dem Lagerführer, wenn es etwas zu besprechen gab. Dieser lud immer seine ganze Familie ein, wenn wir ein Konzert hatten. Dann war er so stolz, weil es in seinem Lager so angenehm war. Es gab noch andere niederländische Lager in der Umgebung, deren Bewohner kommen durften. Dann gab es ein paar Hundert Holländer, die zuschauten. Wir fungierten sozusagen als Zentrum.

Die Band spielte alle Art von Liedern, die damals in Holland populär waren, wie „Als op het Leidseplein de lichtjes weer eens branden gaan“ oder „Zonnig Madeira, land van liefde en zon“. Es waren ein wenig sentimentale Lieder, die anspielten auf die Zeit nach dem Krieg. Die Deutschen sangen die Melodien auch mit. Weiter spielte die Band auch Boogiewoogie. Das gefiel den Deutschen weniger, die meinten, dass es Negermusik sei. Nein, sagten wir darauf, das ist niederländische Musik.

Außerdem gab es Kabarett. Ich erinnere mich noch gut an einen Auftritt von Peter van der Linden, der eine Nummer von Buziau machte, einem bekannten Kabarettier von damals. Er spielte darin einen Schuhmacher, der von seinen Schuhen sagte: „Die Nasen sind krumm, aber das Innere ist in Ordnung.“ Das war eine Anspielung auf die Judenverfolgungen. Die Deutschen verstanden es natürlich nicht, aber sie lachten mit. Weiter machten wir aber keine politischen Witze, auch unter uns nicht. Man wusste ja nie, wer mithörte.

Nach dem Krieg wurde Peter van der Linden in den Niederlanden ein bekannter Schauspieler, aber wir haben auch etwas Unangenehmes mit ihm erlebt. Es stellte sich heraus, dass tagsüber aus den Schränken gestohlen wurde. Manche bewahrten dort Brot auf, aber wenn es ein Bombardement gegeben hat, bekamen wir auch Sachen wie Schnaps, um die schlechte Stimmung zu vertreiben.

Da ich immer Nachtdienst hatte, fand ich das unangenehm, weil man uns verdächtigte. Der Lagerführer hat seine niederländischen Helfer deswegen beauftragt, durch eine Lücke zu schauen, wer der Täter war. Und da entdeckten sie, dass es Peter van der Linden war. Der Lagerführer hat dann zu allen gesagt: „Das ist euer Kamerad, der bestiehlt euch.“ Ansonsten hat er nichts gemacht, er ging nicht zur Polizei. Aber der Ruf von Peter van der Linden war natürlich dahin, was eine sehr schwere Strafe war, denn wegen der Theateraufführungen war er sehr populär.

Das Leben außerhalb des Lagers

Für unsere Arbeit in der Fabrik bekamen wir ein Honorar. Es gab einige, die das nach Holland überwiesen, weil es das einzige Einkommen ihrer Familie war, aber ich durfte alles selber behalten. Es war natürlich nicht viel, aber ich konnte doch einiges damit machen. Ich ging meistens ein Mal pro Woche zusammen mit einem Kollegen in einem Restaurant essen. Seinen Namen habe ich leider vergessen, aber er war ein Rotterdamer und arbeitete im Rathaus. Er war etwas älter als ich, ein großer Mann mit schwarzem Haar und einer Brille. Wir Niederländer waren die einzigen Ausländer, die ausgehen durften. Die Franzosen auch, aber alle Osteuropäer und Italiener mussten am Abend im Lager bleiben.

Es waren ganz normale Restaurants in denen wir aßen. Da Kiel eine Hafenstadt ist, gab es dort auch ein chinesisches Restaurant, aber da bin ich nie gewesen. Das Essen schmeckte aber gut, und du wurdest gut behandelt. Die Tatsache, dass wir Holländer waren, spielte dabei keine Rolle. Ich habe ein Mal erlebt, dass wir kein gutes Besteck hatten, und mein Freund hat sich darüber beschwert. So war er, er machte seinen Mund schon auf. Aber



Foto: Gorthold Sommer, Quelle: Stadtarchiv Kiel, 35.170 (CC BY-SA 3.0 DE) <http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de>

Das Stadttheater in Kiel, um 1941

der Kellner hat sich entschuldigt und gutes Besteck geholt. Das beweist doch, dass wir als Holländer einen guten Ruf hatten

Und im Stadttheater habe ich einige sehr schöne Aufführungen gesehen. Auch am letzten Abend, bevor es abbrannte, sind wir dort gewesen. Ich glaube, dass wir die Walküre von Richard Wagner gesehen haben. Ich kann mich allerdings besser erinnern an die Spielfilme, die ich gesehen habe, wie *Immensee*, einen sehr schönen Film nach einer Novelle von Theodor Storm. Und auch Zarah Leander machte tiefen Eindruck auf mich. Damals wurden in Deutschland ganz gute Filme gemacht. Natürlich waren sie oft ein wenig sentimental, weil sie ja vor allem die Leute vom Krieg ablenken sollten.

Als wir nicht mehr nach Holland auf Urlaub konnten, fuhren wir im August immer an den Plöner See. Das war ein sehr schönes Gebiet, und mit dem Zug war es weniger als eine Stunde von Kiel. Wir konnten uns kein Hotel leisten, aber wir fuhren in der Früh hin, wanderten dort den ganzen Tag und gingen am Abend wieder zurück. Im Gegensatz zu Kiel war das Umland ein durch und durch braunes Gebiet. In den Geschäften sahst du überall die Propaganda. Wir sprachen aber wenig mit den Leuten. Man kam auch schwer in Kontakt zu ihnen. Aber die Umgebung war wunderschön.



Die Liebfrauenkirche in Kiel-Gaarden

In einem Geschäft habe ich eine gute Karte von Schleswig-Holstein gekauft. In einem gewissen Moment gab es aber in unserem Lager eine Kontrolle durch die Sicherheitspolizei, und die fand die Karte in meinem Schrank. Sie fragten: „Was machst du damit? Warum interessiert dich das?“ Das Ganze wurde sehr verdächtig gefunden, als wenn ich ein Spion wäre. Ich konnte ihnen klarmachen, dass ich die Karte gekauft hatte, weil ich am Plöner See Urlaub gemacht hatte und sie für Spaziergänge gebraucht hatte. Es ist gut ausgegangen, aber es wurde als ein ernsthaftes Vergehen betrachtet, dass du eine Landkarte mit allen Wegen in deinem Besitz hattest.

Die Kontakte zu den Deutschen

Es gab einen ganz netten Jungen aus Vlaardingen, der ein deutsches Mädchen geheiratet hat. Die Ehe wurde noch in Kiel geschlossen, und ich war dabei Trauzeuge. Nach dem Krieg hat er seine Frau nach Holland mitgenommen. In Vlaardingen wurde sie aber gut empfangen. Da waren die Leute ja nicht so fanatisch. Es gab mehr holländische Männer, die damals deutsche Freundinnen hatten, aber er war der einzige, der sie auch geheiratet hat. Weiter gab es noch einen, der eine russische Frau geheiratet hat und

diese auch nach Vlaardingen mitgenommen hat.

Ich hatte eine Weile auch eine Art Freundin, die aus Ostdeutschland kam. Es war zwar nicht so intensiv, aber sie war sehr nett und sympathisch. und ich verstand mich gut mit ihr. Sie arbeitete auch im Nachtdienst. In den Pausen und als wir während eines Bombardements im Schutzkeller waren, redeten wir viel miteinander. Sie war auch katholisch. Später wurde sie aber woandershin versetzt.

Und weiter hatte ich einen sehr guten Kontakt zu einem netten und aufgeweckten Franziskaner. Der hat mich auch zum Mitglied der Kolpingsfamilie gemacht, einem katholischen Verein, den es damals noch gab.

Wer war der Franziskaner, an den mein Vater solche positive Erinnerungen hatte und der ein so tragisches Ende fand? Laut Informationen des Franziskanerordens gab es nur einen Mitbruder, der im Zweiten Weltkrieg umgekommen war, aber dies geschah schon 1943 und durch einen Bombentreffer im Stadtzentrum. Hat mein Vater vielleicht zwei Geschichten verwechselt? Anscheinend war er nicht der einzige Holländer, der aktiv war bei der Kolpingsfamilie, denn im Kieler Stadtarchiv fand ich die Erinnerung eines anderen holländischen Arbeiters, der regelmäßig zu deren Aktivitäten in der Liebfrauenkirche ging.

MdW

Wir kamen ein Mal pro Woche zusammen. Es waren alles Deutsche, und einer nach dem anderen musste an die Front. Sie fanden es aber nicht besonders, dass ich als einziger Holländer dabei war. Ich kann mich leider nicht mehr an den Namen des Priesters erinnern, aber beim letzten Bombardement ist er gestorben, als er in den Keller geflüchtet war. Das Wasser ist in den Keller eingedrungen, und dadurch ist er ertrunken. Nach dem Bombardement wollte ich ihn besuchen. Als ich zur Pfarrei

kam und nach ihm fragte, begann sein Superior – ein alter Franziskaner – zu weinen und erzählte, was passiert war. Das machte natürlich einen tiefen Eindruck auf mich

Die Bombardierungen

Die Bombardierungen wurden immer sehr dramatisch angekündigt. Das hörtest du: „Feindlicher Anflug auf Kiel! Im Stadtviertel wurden schon Bomben abgeworfen.“ Es war ein furchtbares Geräusch, wenn die Bomben pfeifend runterfielen. Ich kann es mir noch klar vor Augen führen. Du hörtest das und dachtest. „Nur noch eine oder zwei Minuten, und sie sind unten und treffen uns.“ Obwohl unser Lager außerhalb der Stadt lag, ist es doch ein Mal zerbombt worden. Es war am Wochenende, und ich hatte keinen Dienst. Die meisten sind in die Stadt geflüchtet, aber mit etwa zehn Leuten habe ich Zuflucht in einem Schutzraum innerhalb des Lagers gesucht. Er war nur ein kleines Holzgebäude mit Erde darüber. Alles schüt-



Großflächige Zerstörungen im Bereich Holtenauer Straße, September 1944

Die Luftangriffe auf Kiel

Ab Juli 1940 wurde die Stadt Kiel bis zum Ende des 2. Weltkriegs Ziel zunehmender alliierter Luftangriffe. Am Anfang lag der Schwerpunkt der Angriffe auf den kriegswichtigen Werften. Nach vorübergehendem Rückgang der Luftangriffe 1942, starteten die Westalliierten ab 1943 Flächenbombardements auf die Wohnviertel und zerstörten die Stadt bis 1945 in weiten Teilen. Insgesamt verzeichnet die Statistik der 90 Luftangriffe den Abwurf von rund 44.000 Spreng- und 500.000 Brandbomben. 75 Prozent der Wohnhäuser wurden zerstört oder beschädigt, 167.000 Menschen waren obdachlos. Die Innenstadt mit ihren Bau- und Denkmälern und das Ostufer waren am stärksten von den Zerstörungen betroffen. Kiel war mit fünf Millionen Kubikmetern Trümmern überdeckt.

Leidtragend war vor allem die Bevölkerung: Insgesamt kamen 2.629 Zivilisten bei den Luftangriffen ums Leben, darunter 364 Ortsfremde, u.a. Zwangsarbeiter. Die Alliierten registrierten 209 Angehörige ihrer Luftstreitkräfte, die in Kiel vermisst wurden. Nicht statistisch erfasst sind Opfer unter Militärangehörigen und Kriegsgefangenen. Die größte Katastrophe ereignete sich am 3. April 1945, als im Molkestollen 230 Menschen ums Leben kamen.



Quelle: Stadtarchiv Kiel, 50.966 (CC BY-SA 3.0 DE) <http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de>

Bombenschäden in der Dänischen Straße nach dem Angriff vom 4./5.1.1944

Es lag auf der Hand, dass Kiel mit seiner Rüstungs- und Werftindustrie ein wichtiges militärisches Ziel sein würde. Zur Bekämpfung feindlicher Flugzeuge waren daher Flak und Jagdflieger vorgesehen. Zur Abwehr von Tiefliegern waren Fesselballons eingesetzt; die Stadt wurde nachts verdunkelt und ab 1942 bei Angriffen vernebelt. Nach Kriegsbeginn wurden in kurzer Zeit 28 Hoch- und 17 Tiefbunker, 18 Luftschutzstollen, 26 Deckungsgräben und 132 Fünf-Mann-Bunker errichtet sowie Feuerlöschteiche angelegt.

Diese Maßnahmen zeigten Wirkung: In anderen Städten forderte der Mangel an Luftschutzbauten ungleich höhere Opfer unter der Zivilbevölkerung. Um besonders die Kinder aus der Gefahrenzone zu bringen, wurden sie klassenweise in ungefährdete Regionen gebracht (Kinderlandverschickung), etwa nach Rügen. Die Ausgebombten wurden provisorisch in anderen Regionen des Landes untergebracht. Nach dem Krieg wurde ihnen vielfach dauerhaft die Rückkehr in das an Wohnungsmangel leidende Kiel verwehrt. Die traumatischen Erfahrungen der Bombennächte prägten eine ganze Generation und sind tief im kollektiven Gedächtnis der Stadt verankert. **Timo Erlenbusch**

telte, aber Gott sei Dank wurde es nicht von einer Bombe getroffen. Das wäre wohl unser Ende gewesen.

Ich konnte mich erinnern, dass gerade sogenannte starke Jungs die Spannung nicht mehr aushielten und ganz durchdrehten. Die mussten wir dann beruhigen. Nach dem Bombardement waren alle Baracken kaputt und unsere Koffer verschwunden. Nur der Speisesaal stand noch. Dieser wurde deswegen als Schlafsaal mit Feldbetten eingerichtet. Wir bekamen auch solche schrecklichen Kleider und Holzschuhe und sahen darin wirklich wie Landstreicher aus.

Das schwerste Bombardement dauerte eine Woche, wobei die ganze Stadt brannte. Es war viel schlimmer als das Bombardement von Rotterdam. Vorher war Kiel eine schöne Stadt gewesen, aber davon war nichts übriggeblieben. Nur die Außenviertel standen noch. Im Radio wurden schöne, sanfte Melodien gespielt, um die Leute ein wenig zu beruhigen. Ich erinnere mich sehr gut, dass ich damals die norwegische Sopranistin Kirsten Flagstad hörte, die „Die Nachtigall“ von Brahms sang. Das machte so einen tiefen Eindruck auf mich. Du siehst eine ganze Stadt brennen und hörst auf einmal so eine himmlische Melodie. An solche Sachen erinnerst du dich.

Bei diesem Bombardement ist auch die ganze Fabrik zerstört worden. Es war die gefährlichste Nacht, die ich jemals erlebt habe. Wir waren im Keller und hörten, wie die Fabrik getroffen wurde. Es waren auch einige Italiener dabei, die ganz in Panik gerieten und „Madre dio!“ riefen. Im Vergleich zu den Holländern waren es ja ganz emotionale Leute. In einem gewissen Moment kam jedoch Rauch herein, und wir mussten mitten während des Bombardements den Keller verlassen. Ich kann mich noch gut erinnern, dass ich mit dem gleichen Rotterdamer durch die schmalen Gänge gelaufen bin und links und rechts alles brannte. Es war glühend heiß, und meine Haare waren sogar versengt. Schließlich sind wir zu einem anderen Keller gekommen, wo wir wenigstens sicher waren.

Es hat Stunden gedauert, und nachher mussten wir wieder zurück ins Lager. Es stellte sich aber heraus, dass überall Phosphorbomben abgeworfen waren. Im Gras sahst du den Phosphor mit so einem lila Glanz leuchten.



Quelle: Renaud Camus

Die norwegische Sopranistin Kirsten Flagstad (1895–1962)

Da solltest du nicht eintreten, denn wenn es auf deine Haut kam, brannte die ganz weg. Wir trugen zwar Holzschuhe, aber trotzdem war es äußerst gefährlich. Es waren eigentlich ganz gemeine Methoden und ein Kriegsverbrechen.

Die letzten acht Monate, nachdem die Fabrik zerstört war, mussten wir Trümmer räumen. Wir wurden dann mit Schaufeln in die Stadt geschickt. Wir fanden auch regelmäßig Menschen, die unter den Trümmern lagen. Dann sahst du auf einmal ein paar Schuhe und Füße. Das musstest du dem Anführer der Truppe melden und durftest nichts mehr tun. Es gab in Kiel auch ein Viertel, wo die Professoren der Universität wohnten. Ganze Bibliotheken lagen dort unter den Trümmern. Weil es Winter war, durftest du die Bücher in Sicherheit bringen und ich habe einige für mich selbst mitgenommen. Ich weiß noch, dass es über Hegel war, und dadurch ist auch mein Interesse für Hegel entstanden. Ich habe die Bücher später nach Holland mitgenommen, aber heutzutage habe ich kein einziges mehr davon.



Quelle: Wikipedia

Großadmiral Karl Dönitz (1891–1980)

Das Ende des Krieges

Am Ende des Krieges war auch in Deutschland durchgedrungen, dass es schiefig ging. Es hatte schon die Schlacht bei Stalingrad und das Ende der Belagerung von Leningrad gegeben. Aber trotzdem dauerte es noch Monate, bis die Schlacht um Berlin anfang. Als der Tod Hitlers bekannt gemacht wurde, war das natürlich eine Erleichterung für uns. Obwohl Admiral Dönitz die Kapitulation schon unterschrieben hatte, gab es in einer Kaserne in Kiel noch eine Gruppe fanatischer Nazis, die sich nicht ergeben wollten. Wir feierten schon, weil wir gehört hatten, dass Deutschland kapituliert hatte, und dann gab es auf einmal wieder ein schweres Bombardement.

Die Zeit direkt nach dem Kriegsende war sehr unangenehm, weil damals chaotische Zustände herrschten. Es gab keine Polizei

mehr. Wir warteten auf die Ankunft der Alliierten, aber das dauerte noch Wochen. In den russischen Lagern brachen damals Aufstände aus, und sie haben selber den Lagerführer aufgehängt. Es gab außerdem interne Fehden, und da fandest du in der Umgebung auf einmal einen erschossenen

Russen. Wir fanden das Ganze beängstigend, weil wir mittendrin waren. Bevor die Engländer da waren, kam aber ein russisches Schiff, das alle Russen aus Kiel mitgenommen hat.

Damals kamen auch viele kleine U-Boote mit nur fünf Mann Besatzung im Hafen an. Die Mannschaften gingen schnell nach Hause und ließen ihre Boote einfach so, wie sie waren. Wir haben dann Lebensmittel und andere Sachen aus ihnen geholt, weil doch niemand darauf achtete. Wir feierten mit Schnaps, und unser Lagerführer machte einfach mit.

In einem gewissen Moment kam ein Jeep mit englischen Offizieren. Die wollten überprüfen, wer wir waren und ob wir gegen unseren Willen in Deutschland waren. Sie verstanden schon bald, dass wir nicht freiwillig da waren. Solche Leute gab es nämlich, und die wollten sie erwischen. Damals wurden viele verhaftet. Sie durchsuchten die ganze Stadt, um Nazis habhaft zu werden. Nachher haben sie allerdings nichts mit ihnen gemacht.

Die Rückkehr in die Niederlande

Nach ein paar Wochen kamen die Engländer zu uns und sagten, dass wir in die Niederlande zurückkehren sollten. Das ging nicht sofort, weil es keinen Transport gab. Ende Juni, Anfang Juli wurden wir mit LKWs nach Lübeck gebracht. Dort blieben wir eine Woche und anschließend noch eine Woche in einem Dorf mitten in Deutschland. Schließlich wurden wir nach Oldenzaal im äußersten Osten der Niederlande gebracht, wo wir wieder eine Woche blieben. Da die Brücken über die IJssel zerstört waren, gab es keine Verbindung in den Westen. Damals kam ein Armeeprediger zu uns, der erzählte, dass die Lage dort hoffnungslos war und wir auf das Schlimmste vorbereitet sein sollten. Es waren unglaublich viele an Hunger gestorben. Das war sehr belastend, weil wir es gar nicht überprüfen konnten.

Ich hörte jedoch, dass in Oldenzaal ein Schuldirektor wohnte, der Alting hieß. Ich erinnerte mich, dass meine Mutter vor ihrer Ehe einen Freund gehabt hatte, der so hieß. Er war Lehrer in Vlaardingen und wohnte bei meiner Großmutter. Meine Mutter hatte ihn sehr gemocht und redete oft über ihn. Ich bin dann einfach hingegangen, habe dort geklingelt und sagte: „Herr Alting, ich bin de Werd.“ Das sagte ihm natürlich nichts, aber ich fügte hinzu: „Aber vielleicht kennen Sie meine Mutter, das ist Nellie van der Linden.“ Dann sagte er: „Junge, komm herein!“ Es wurde eine ganz nette Begegnung. Seine Frau war auch dabei. Er erzählte, dass er früher in meine Mutter verliebt gewesen war, und richtete ihr schöne Grüße aus. Und meine Mutter freute sich sehr, als sie später erfuhr, dass ich dort gewesen war.

Schließlich wurden wir mit Lkws nach Zwolle gebracht und von dort nach Utrecht. Es gab ja noch keinen Zugverkehr. Nach zwei Tagen kam ein



Quelle: Rotterdam van vroeger

Die Befreiung Rotterdams im Mai 1945

Lkw nach Vlaardingen. Auf dem Schiedamseweg schauten die Vlaardinger, wer zurückkam. Und da sah ich meinen Vater und meine Schwester Riet stehen und dachte: „Die leben noch!“ Sie waren natürlich sehr gerührt, denn sie hatten gedacht, dass sie mich niemals mehr sehen würden. Es war schon dreizehn Monate her, dass wir zum letzten Mal voneinander gehört hatten, und aus Deutschland waren auch Berichte gekommen über die Bombardements in Kiel. Meine Mutter lag zu Hause im Bett, und meine Brüder Henk und Wim waren im Rotkreuzkrankenhaus, weil sie Hungerödeme hatten. Die hatten gerade überlebt und erholten sich wieder. Und auch meine Mutter war spindeldürr.

Ich sah dagegen hervorragend aus. Durch das Essen aus den U-Booten waren wir gut ernährt. Die Arbeit in den Trümmern hatte uns stark gemacht, und wir waren gebräunt, weil wir viel in der Sonne gelegen hatten. Aber da wir unsere Kleider bei den Bombardements verloren hatten, waren wir furchtbar gekleidet. Es waren fast Lumpen, die wir trugen. Zu Hause habe ich gleich meinen Anzug aus dem Schrank geholt und angezogen. Den Rest habe ich weggeschmissen. Das hatte ich ja fast ein Jahr tragen müssen.

118

Es war die Zeit, in der die Kanadier in Vlaardingen waren. Und es gab die „moffenmeiden“, die Mädchen, die einen deutschen Freund gehabt hatten und deswegen kahl geschoren wurden. Darunter gab es auch Mädchen, die ich kannte, wie z.B. Bep Veelenturf, die mich vor kurzem angerufen



Öffentliche Zurschaustellung einer Frau, die sich mit dem Feind eingelassen hatte

hat. Die hatte auch eine Beziehung zu einem deutschen Soldaten gehabt. In der Vergangenheit habe ich aber nie mit ihr über das Thema geredet. Meine Schwester Riet hatte auch einen deutschen Freund gehabt, aber sie hat man nicht erwischt. Ich hörte es erst später, als die Gefahr vorbei war. Es war natürlich gefährlich, aber scheinbar ist sie sehr diskret vorgegangen. Es kann auch sein, dass es damit zusammenhing, dass mein Vater in Vlaardingen einen guten Ruf hatte. Solche Dinge spielten damals eine wichtige Rolle. Dann sagte der Pfarrer, der natürlich noch viel Einfluss hatte. „Die sollt ihr in Frieden lassen.“

Nach dem Krieg

Schon vierzehn Tage später fing ich wieder an zu arbeiten in der Lebensmittelkartenausgabestelle, aber lange bin ich dort nicht geblieben. Ich habe andere Arbeit gesucht, und kam in Den Haag zu Herrn de Leeuw. Der war Direktor der Fachgruppe Friseurbetriebe und Herausgeber einer Zeitschrift für Friseure. Er hatte verstanden, dass ich ein wenig Journalistik machte, weil ich als Korrespondent für die *Maasbode* aus Schiedam tätig war. Er fragte mich deswegen: „Hast du kein Interesse, als Redakteur für meine Zeitschrift zu arbeiten?“ Er war selber offiziell Chefredakteur, machte aber gar nichts in dieser Richtung. Und so durfte ich auf seine Kosten einen Kurs Journalistik machen und habe zwei Jahre für ihn gearbeitet. Es



Quelle: seniorplaza.nl

Gedenkfeier auf der Waalsdorpervlakte 1946

war sehr lustig. Sein Bruder, der ein Fotograf war, machte die Bilder, und ich schrieb die Texte.

Was ich damals nicht wusste, war, dass Herr de Leeuw ein ehemaliger NSBler war. Als wir in Den Haag spazierten, kam auf einmal ein Polizist zu uns und nahm ihn mit. Da hat er mir erzählt: „Ich war bei der NSB, und noch immer werde ich deswegen observiert.“ Ich erschrak und hatte es gar nicht erwartet. Als ich später zurückkam von meinem ersten Urlaub, musste ich zum stellvertretenden Chef kommen, der mir sagte: „Du kannst nicht mehr zu Herrn de Leeuw. Der ist entlassen und wird vielleicht einen Prozess bekommen. Das einzige, was du tun kannst, ist, dich nach einem neuen Job umzuschauen.“ Was er genau gemacht hatte, weiß ich nicht, aber auf jeden Fall hatte er Geld veruntreut. So bin ich zum Rijksinkoopbureau gekommen, wo ich schließlich bis zu meiner Pensionierung geblieben bin.

Die Stimmung in den Niederlanden gleich nach dem Krieg war ziemlich pessimistisch. Ich kenne Leute, die nach Kanada emigriert sind, weil sie dachten, dass die Russen kommen würden. Der Osten Deutschlands und Südosteuropa waren ja schon von den Russen okkupiert. Kurz nachher fingen die „politischen Aktionen“ an, und kamen zehntausende Holländer aus Niederländisch-Indien nach Holland. Da ich in Deutschland gewesen war, brauchte ich Gott sei Dank nicht mehr zum Militär.

Über die Judenverfolgungen wurde am Anfang gar nicht gesprochen. Das war eigentlich eine Schande. Erst 1946, als die ersten Gedenkfeiern auf der Waalsdorpervlakte stattfanden, hörten wir alles darüber. Auch für mich war es eine Überraschung. In Deutschland hatte ich natürlich über die Konzentrationslager gehört. Die Deutschen, mit denen ich verkehrte, hatten ja oft Bekannte oder Angehörige, die dort inhaftiert waren, und sie erzählten, wie schlimm es dort war. In der Nähe von Kiel hatte es auch ein KZ gegeben. Als die Engländer kamen, zwangen sie die Deutschen, dort zu schauen, was ihr Volk getan hatte. Aber es war nicht so ein schweres Lager, nicht so etwas wie Auschwitz.

Die Leute, die Arbeitsdienst in Deutschland gemacht hatten, redeten unter einander natürlich schon darüber, aber ansonsten gab es nicht viel Interesse. Es war ähnlich wie bei denjenigen, die aus Niederländisch-Indien gekommen waren, wie meine Frau und mein Schwiegervater. Für die war es auch schwer, dass niemand ihre Geschichten hören wollte. Dann sagten die Leute: „Ja, wir haben auch einen Krieg erlebt, das war auch nicht angenehm. Also reden wir lieber nicht darüber.“ So war die Atmosphäre.

Ein paar Leute aus Vlaardingen sind später wieder in Kiel gewesen. Ich habe schon mal daran gedacht, aber es ist nie dazu gekommen. Viel später, als ich schon in den Fünfzigern war, kam im Zug ein Schaffner zu mir und sagte: „Wir kennen uns.“ Ich habe dann meine Geschichte erzählt und gesagt, dass ich im Krieg in Kiel gewesen bin. Er fragte mich dann, wie ich hieß. Ich antwortete: „Jan de Werd.“ „Dann kenne ich dich!“, sagte er. Er wohnte in Best in Nord-Brabant, und nachdem sein Dienst vorbei war, habe ich ihn zu Hause besucht. So bin ich noch einigen Leuten begegnet, aber etwas Strukturelles gab es nicht. Es hat kein Treffen gegeben, was eigentlich schade ist.

Wenn ich zurückdenke an den Arbeitsdienst in Deutschland, sind es nicht nur negative Erinnerungen. Du hast dich durch diese Erfahrungen stark geändert. Du musstest Sachen tun, die du vorher nie getan hättest und dadurch bist du stärker geworden, auch psychisch. Du dachtest, wenn dies alles vorbei ist, haben wir es überstanden.

Unter den ausländischen Arbeitskräften, die im Zweiten Weltkrieg in Kiel lebten, gab es große Unterschiede. Am besten ging es den Angehörigen befreundeter Nationen wie den Dänen, die ohne Probleme wieder in ihre Heimat zurückkehren konnten. Die Holländer, Belgier und Franzosen waren formell den Deutschen gleichgestellt und konnten sich frei bewegen, während die Ostarbeiter aus Polen und der Sowjetunion in ihren Lagern eingesperrt waren. Ganz unten standen die Häftlinge im Arbeitererziehungslager Nordmark am Rande von Kiel, wo die Umstände kaum besser waren als in den KZs und von denen viele den Krieg nicht überlebten. MdW

Detlef Korte, „Erziehung“ ins Massengrab. Die Geschichte des „Arbeitererziehungslagers Nordmark“ Kiel-Russee 1944–1945. Kiel 1991.